

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 10. Februar

1912.



Der türkische Kriegsminister Enver Pascha (X) in Bukarest. Phot. M. S. S.

# Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by  
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

5. Fortsetzung.

Günter wandte ihr sein Gesicht voll zu und blickte sie halb fragend, halb erstaunt an. Er sah den harten, ersten Ausdruck auf ihrem Antlitz und wußte sofort, daß seine Worte, die sie soeben wiederholt hatte, die Ursache davon waren. Sollte er um ihretwillen seinen Ausspruch zurücknehmen? Das hieße gegen seine Überzeugung handeln, und dazu konnte er sich nicht verstehen. Stets hatte er ja die Pflichterfüllung als höchstes betrachtet und danach gehandelt.

Wie aber war's denn, als ihm sein Vater es als seine Pflicht bezeichnete, sich zum Wohle des Landes mit Prinzessin Adelaide zu verloben? Stand da auch die Pflicht über seinem Fühlen? Handelte er, als er sich weigerte, Adelaide zur Frau zu nehmen, auch nach diesem Grundsatz? Hm! Genau genommen schon. Denn der Nachweis, daß es seine Pflicht war, die Prinzessin zu heiraten, war ihm ja nicht erbracht worden. Der Herzog hatte es ja nur angedeutet, und wenn man nur aus Pflicht heiraten sollte, dann kann man schon verlangen, daß einem klipp und klar dargelegt wird, aus welchem Grunde eine solche Pflicht vorhanden ist. In diesem Falle war also nur zur Unterstützung des Wunsches seines Vaters von der Pflicht die Rede gewesen, und in Wirklichkeit schien sie gar nicht zu bestehen. Demnach hatte er durchaus nicht gegen seinen Grundsatz verstoßen, als er es ablehnte, die Prinzessin Adelaide zu heiraten. Aber es machte ihn trautig, daß Lieselotte über seine Worte so erregt war, und deshalb sagte er: „Baronesse, das Grausamste auf Erden ist es, wenn einen die Pflicht verhindert, seine Empfindungen zu dokumentieren. Dann steht eben die Pflicht über dem Fühlen, und ich habe nichts anderes sagen wollen als das.“

„Herr Doktor,“ entgegnete Lieselotte, „es bedarf keiner Erklärung, die wie eine Entschuldigung klingen soll. Ich habe Ihren Ausspruch durchaus verstanden. Was sie jetzt sagten, waren sophistische Spitzfindigkeiten. Ich halte mich an das Wort: ‚Über allem Fühlen steht die Pflicht!‘ Es gefällt mir außerordentlich gut.“

Und dann wandte sie sich zu Beerenfen und fuhr in einem ganz andern Tone fort: „Hör, Walter, ich werde vorausgehen, um einen Kaffee machen zu lassen, du kannst mit dem Herrn Doktor noch ein Viertelstündchen am See verweilen.“

Und fort war sie.

„Ei verflucht,“ rief Beerenfen lachend aus, „jetzt sind Sie mit Ihren eigenen Waffen geschlagen worden!“

„Ich glaube es fast selbst,“ entgegnete Günter ein wenig verdrießlich.

„Ja, mit solchen Sentenzen darf man den jungen Mädchen nicht kommen, die betrachten sie gleich als ein Evangelium, wenn sie Gefallen daran finden. Man muß überhaupt recht vorsichtig sein, wenn man dazu veranlagt ist, in Aphorismen zu sprechen. Da gilt man leicht bei den Damen als Abertmensch, und man hat es dann manchmal schwer, zu beweisen, daß man nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher ist.“

Die launigen Worte des Malers verschreckten Günters Verdrießlichkeit, und er antwortete lächelnd: „Ich werde Ihnen Rat befolgen, lieber Herr Beerenfen, und ich sehe, daß man immer noch etwas hinzulernen muß.“

„Haben Sie denn so wenig Umgang mit Damen gehabt?“

„Allerdings! Ich habe immer sehr zurückgezogen gelebt.“

„Dum auch. Sonst würden Sie schon die Schlingen und Fallen kennen, die einem von den schlauen Coastöchtern gelegt werden. Mich fängt keine so leicht. Hansjörg tappt aber auch immer noch herein, das große Kind. Wie würde er greinen und jammern, wenn er erfähre, daß Irma Helmstedt bereits einem andern gehört.“

„Ich verstehe nicht, warum sie ihn darüber im unklaren ließ.“

„Wahrscheinlich, weil die Pflicht bei ihr erst nach dem Fühlen kommt,“ erwiderte Beerenfen lachend. „Sie gestatten schon, daß ich

\* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten zu verhindern. Die Redaktion.

Ihre Worte umgedreht anwende. Vielleicht hat sie aber besondere Gründe dafür, und ich denke mir, daß sie sich wohl scheiden lassen will, nachdem sie sich bereits von ihrem Gatten getrennt hat. Deshalb sei Hansjörg auch nichts von dem erfahren, was wir gehört haben. Ich bin überhaupt der Meinung, daß man jeden Menschen, wenn Lieben im Spiele ist, allein mit sich fertig werden lassen muß. Gut zureden mahnen, raten, tadeln, grob werden — das ist alles umsonst. Einen Verliebten ist nicht zu helfen, der hält sich immer für gekeltert und begehrt dabei mit beachtenswerter Sicherheit und rührender Ausdauer eine Dummheit nach der andern.“

„Sie scheinen große Erfahrungen zu haben,“ sagte Günter, „aber ich bin in dieser Hinsicht unwissend wie ein Analphabet.“

„Das macht, weil Sie in einem recht kleinen Neste zu leben scheinen und nicht in einer Großstadt.“

„Das kann sein,“ erwiderte Günter laut lachend, „nur daran wird's liegen.“

Beerenfen sah ihn an. Wollte er sich über ihn lustig machen? Nein. Sein Gesicht zeigte nichts als Fröhlichkeit, keine Spur von Spott. „Herrgott, wie harmlos ist dieser Doktor Günter,“ dachte er, „und dabei schaut er aus, als wäre er ein ganz raffinierter Herzensbrecher. So was lieben aber die Weiber. Wie ein Held aussehen und dabei so harmlos und gutmütig sein, daß man ihn mühelos um die Finger wickeln kann.“

Und leise vor sich hinlachend, schritt er an der Seite Günters der Drachenhalschen Villa zu, die bereits sichtbar wurde.

„Es ist mittlerweile fünf Uhr geworden,“ sagte der Erbprinz, „und wenn wir nicht mit dem Zuge nach Prien fahren wollen, müßten wir in einer Stunde bereits wieder aufbrechen, um den Siebenuhrzug zu erreichen.“

„Lieselotte wird sicherlich heute nicht mehr gehen wollen,“ erwiderte Beerenfen, „so fahren wir dann mit dem Lokalbähnle hinaus nach Prien.“

„Sie scheinen Ihrer Fräulein Braut jeden Wunsch zu erfüllen,“ sagte Günter, „und sich ihren Launen zu unterwerfen.“

„Ich liebe Lieselotte, Herr Doktor.“

Günters Herz krampfte sich zusammen. Er hatte eine derartige Antwort herausgefordert, aber dennoch gehofft, sie nicht zu hören zu bekommen. In den paar Worten, die Beerenfen mit ganz besonderer Betonung gesprochen hatte, lag sowohl eine Erklärung für sein Verhalten als auch das Abwehren einer Kritikierung desselben. Er wollte damit Günter sagen, daß der Liebende der Geliebten alle Launenhaftigkeit verzeihen muß, daß aber ein Fernstehender dafür kein Verständnis zu haben braucht. Günter aber hörte nur aus den Worten des Malers das triumphierende Bekenntnis seiner Liebe heraus, und wahrlich, nichts konnte ihm weher tun, als das Anhören müssen dieses Bekenntnisses.

Er blieb fortan schweigsam, und als man später beim Kaffee in der blumengeschmückten Loggia der Villa saß, beteiligte er sich fast gar nicht an der Unterhaltung. Lieselotte hingegen sprach lebhaft von allen möglichen Dingen, so daß Beerenfen keinen Grund mehr hatte, über ihre Worttargheit erstaunt zu sein, wie es ein paar Stunden früher der Fall gewesen war.

Die Heimfahrt nach München gab Anlaß zu neuen Qualen für Günter. Lieselotte saß im Kupee neben Beerenfen, und dieser legte einmal seinen Arm um ihre Schulter, um sie näher an sich heranzuziehen und ihr leise etwas zu sagen. Nur ein Scherzwort, keine Zärtlichkeit. Dennoch trieb der Vorgang das Blut in Günters Wangen. Er blickte in die dämmernde Nacht hinaus und preßte die Zähne zusammen. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte das Fenster geöffnet, um sich weit hinauszubeugen. In seinen Schläfen hämmerte das Blut, sein Herz krampfte sich in bitterem Weh zusammen. Mühsam meisterte er seine Erregung und blieb ruhig sitzen, aber in seinen Augen

leuchtete ein unheimliches Feuer, der Abglanz der Schmerzen, die in seiner Brust tobten.

Auf dem Bahnhof in München wurden sie vom General Drachenthal, dem Vater Lieselottens, erwartet. Als ihm Günter vorgestellt wurde, stuchte der alte Herr. Das Gesicht Günters schien ihm bekannt zu sein, und wie man dann durch die Hallen des Bahnhofes schritt, sah er Günter immer wieder an und schüttelte den Kopf dabei, während seine Lippen murmelten: „Welche Ähnlichkeit! — Sonderbar!“

Man entschloß sich, noch ein Kaffeehaus aufzusuchen, aber Günter bat, sich verabschieden zu dürfen. Lieselotte sah ihn an, und in ihrem Blick lag ein halb bitterer, halb erstaunter Ausdruck.

„Ich muß heute noch ein paar wichtige Briefe schreiben,“ erklärte Günter unter dem Banne ihres Blickes, „ich hoffe aber, recht bald das Vergnügen zu haben, Sie wiederzusehen, Baronesse, und auch Sie, Herr General.“

„Bitte, bitte,“ sagte der alte Baron, „kommen Sie nur recht bald einmal zu uns, den Freunden Walters steht unser Haus stets offen.“

Beeren sen reichte Günter zu- leht die Hand, und während er sie kräftig schüttelte, sprach er: „Also — noch einmal — meinen Dank für Ihre tühne Rettungs- aktion! Und das Aquarell mache ich gleich morgen fertig. Abermorgen können Sie es haben. Wollen Sie mich in mei-

nem Atelier auffuchen? Ich bitte recht sehr darum, dann könnten wir auch gleich unsere Bergtour genauer besprechen und die Zeit der Abfahrt bestimmen. Ich denke, Ende der Woche werden wir sie unternehmen können. Gräß Gott!“ Günter zog den Hut und ging.

## VI.

Der Erbprinz schritt eine halbe Stunde lang nach seiner Heimkehr im Salon seines Hotelappartements auf und ab. Das Erlebnis dieses Tages wirkte so gewaltig auf ihn ein, daß er keine Ruhe finden konnte. Jetzt, wo er allein war und sich ungestört seinen Gedanken hinzugeben

vermochte, spürte er erst, wie alles das, was sich am Eismeer ereignet, seine Nerven mitgenommen und sein Inneres aufgewühlt hatte. Er sah sich an einem Scheideweg angekommen, und er fühlte, daß er einen Entschluß fassen mußte, um seinen Seelenfrieden wiederzugewinnen.

Was sollte, was mußte nun geschehen?

Lieselotte liebte auch ihn, dessen war er sicher, und wenn ihn diese selige Gewißheit auch zum Glücklichsten der Sterblichen machen

konnte, so waren doch so viele Hindernisse zu überwinden, um dieses Liebesglück in vollen Zügen und mit frohem Herzen genießen zu können, daß es vorerst noch Torheit war, sich dieser Liebe himmelhochjauchzend zu erfreuen. Im Gegenteil. Die Situation war so, daß er allen Grund hatte, recht traurig zu sein. Lieselotte hatte sicherlich noch keinen Entschluß gefaßt. Bei ihr stand es, zwischen ihm und Walter zu wählen. Wenn ihre Liebe stark genug war, würde sie niemals die Frau Beeren sen werden können. Käme sie zu diesem Entschlusse, dann wäre für ihn der Weg ein wenig freier; ein wenig nur, denn schon sah er neue Hindernisse. Als Erbprinz konnte er Lieselotte nicht heiraten. Das herzoglich getölbte Hausgefeh verbot den Herzögen und Erbprinzen eine morganatische Ehe, während alle andern Prinzen und Agnaten eine solche

eingehen konnten. Eine unebenbürtige Ehe zu schließen war ganz unmöglich. Um Lieselotte morganatisch zu heiraten, würde er also auf die Thronfolge zugunsten seines ältesten Bruders verzichten müssen. So weit war er in seinem Gedankengang gekommen, und damit hatte er einen Punkt erreicht, der ihm als der wichtigste und schwerwiegendste erschien. Seit frühester Jugend hatte man ihn auf seine dereinstige Thronbesteigung vorbereitet, seit frühester Jugend war das Bewußtsein in ihm gestärkt worden, daß er zu einer hohen Aufgabe betufen war, zu einem Amte, das nur wenigen Ausertorenen überantwortet werden konnte. Er hatte den Glanz des Hoflebens kennengelernt und



Deutscher Posten im Raureis in Frankreich.

Hofphot. Oscar Reizmann.



Huldigungszug für den polnischen Staatsrat zu Warschau.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

war nicht unempfänglich für Prunk und Pracht, wenn ihm auch das steife Zeremoniell nicht behagte. Es hieße also, wenn er sich entschloß, auf Würden und auf Macht, auf Glanz und Ansehen zu verzichten, fortan ein Leben führen, das weit verschieden war von dem, das ihn bisher sehr glücklich gemacht hatte. Er würde dann irgendeinen Grafentitel erhalten und mit Lieselotte auf einem der Schlösser wohnen, das ihm von seinem Vater angewiesen werden würde. Sein eigenes Vermögen, das durch Erbschaft an ihn gefallen war, würde ja genügen, um sorgenfrei leben zu können, aber vor der gänzlichen Zurückgezogenheit, die dann kommen müßte, graute ihm. War sie aber wirklich so schlimm, wenn er sie mit einem geliebten und liebenden Weibe teilen konnte? Gewiß nicht!

Wie aber verhielt sich sein hochausgeprägtes Pflichtgefühl zu einem Verzicht auf die Thronfolge? Da gab es noch eine harte Nuß zu knaden. Günter hatte es immer als Pflicht betrachtet, sich für die Regierung vorzubereiten, und nicht als Schicksal. Wenn er es auch als ein Werk der göttlichen Vorsehung ansah, daß er berufen war, einen Thron zu besteigen, so glaubte er doch, daß die Vorsehung ihn nur an seinen Platz gestellt habe, daß er aber aus sich selbst heraus und durch gewissenhaftes und zielbewußtes Daraufhinarbeiten erst imstande sein könne, diesen Platz voll und ganz auszufüllen. Hierzu hielt er sich verpflichtet, und diese Pflicht galt ihm als das Hebrste auf Erden, ihr unterwarf er sich bedingungslos, wenn es auch nach außen hin nicht den Anschein hatte. Seine Studien bereiteten ihm wohl die größte Zufriedenheit und gaben ihm inneren Frieden und beschäftigten seinen Geist in einer Weise, die ihn befähigte, die Nichtigkeiten des Lebens gering einzuschätzen und sich aus all den Dingen nichts zu machen, die sonst bei Leuten seines Ranges große Rollen spielten; aber seine Studien wurden von ihm beiseite geschoben, sozusagen verleugnet in den Momenten, wo es seine Pflicht war, als Thronfolger aufzutreten, zu handeln oder zu entscheiden.

Wenn also von ihm der Entschluß gefaßt worden wäre, auf die Thronfolge und auf seinen Rang zu verzichten, dann hätte er dadurch bekennen müssen, daß er imstande wäre, seine Pflicht zu verlegen. Das aber galt ihm gleich mit der Preisgabe seiner Ehre.

Und bei diesem Gedanken machte er halt. Er fühlte, daß er bei seinen Grübeleien an einen Abgrund geraten war, und daß er sich gewaltsam zurückreißen mußte. Tausend Stimmen riefen in ihm: „Nicht weiter!“ Aber er sah zwei lachende Augen, ein paar reizende Grübchen in pfirsichroten Wangen, süß schwellende Lippen — und das alles war stärker als die Stimmen der Vernunft, wenn sie auch noch so laut ihr gebieterisches „Halt“ riefen.

Und da sein Verstand mit den Gefühlen, die ihn besaßten, alle in Konflikt geriet, geschah das, was in solchen Fällen immer einzutreten pflegt, die Gefühle erbeizten das Hinausschieben eines Entschlusses, und der Verstand schloß sich.

„Erst,“ sprach Günter vor sich hin, „erst will ich Lieselotte prüfen und sehen, ob sie mich wirklich so liebt, daß diese Liebe eines solchen Opfers wert ist. Ich glaube ja, daß ich aus Liebe zu ihr auf die Thronfolge und auf meinen Rang verzichten könnte, und wenn ich auch viel zu leiden hätte durch meine Entsaugung, ich ertrüge gern noch Schlimmeres, wenn ich nur an der Seite Lieselottens das Glück fände, das ich so lange suche, und das ganz verschieden ist von dem Glück, das mir durch Glanz und Macht zuteil würde. Es heißt also warten und prüfen und dann erst alles wagen. So sehr ich sonst gegen alles Zaudern und Verzögern bin, in diesem Falle ist es Notwendigkeit und Weisheit.“

Diese Erwägungen beruhigten den Erbprinzen einigermaßen, und seine Gedanken verwandelten sich nach und nach in Träume. Er sah sich mit Lieselotte vereint und schwelgte im süßesten Liebesglück fernab vom Getriebe der Welt. Die Harmonie ihrer Seelen ersetzten ihm alles, was er aufgegeben hatte, und in der glücklichsten Vereinigung war er ganz wunschlos geworden, und kein Begehren nach Glanz und Ruhm erfüllte mehr sein Herz. Sein Ehrgeiz drang nicht mehr darauf, daß er sich bemähte, das Vorbild eines Herrschers zu werden, sondern er begnügte sich damit, das Muster eines liebenden Gatten zu sein. Er träumte von einem friedlichen Familienglück, und alles das, was ihm bisher als erstrebenswert und als notwendig für die innere Zufriedenheit galt, erblagte und verwandelte sich in Nichtigkeiten. In seinen Träumen wurden alle Werte umgewertet, und m

berauschendem Erkennen sah er, daß die Liebe zu Lieselotte, die ihn mit elementarer Gewalt ergriffen, seitdem er die so lange Gesuchte endlich wiedergefunden hatte, die Ursache dieser Umwälzungen war. —

Der nächste Tag war trübe und regnerisch und so recht dazu geeignet, eine melancholische Stimmung aufkommen zu lassen, aber Günter zwang sich dazu, nicht ins Grübeln zu geraten, und er ging deshalb auch nachmittags ins Odeoncafé, um eine Partie Billard zu spielen.

Beerenfen war nicht da, Hansjörg Kellermann erwartete ihn aber.

„Na, ja,“ rief er, „wenn man mal ein paar Tage lang nicht ins Café kommen kann, dann ist alles gleich ausgeflogen, und man muß allein seinen Mokka schlürfen. Wo stecken Sie denn, Herr Doktor? Beerenfen ist auch unsichtbar geblieben. Grüß Gott auch!“

Günter reichte ihm die Hand und erzählte von seiner Chiemseefahrt.

„Wäre ich gern dabei gewesen,“ drümmte Hansjörg, „aber man erfährt ja nichts.“

„Wir wollten Sie dafür bitten, eine Bergtour mit uns zu machen.“

„Uns? Wer ist das?“

„Beerenfen, seine Braut, der General von Drachenthal oder einer der Brüder der Baronesse und meine Wenigkeit.“

„Hm! Wohin soll's denn gehen?“

„Herzogstand oder Heimgarten. Ach ja — richtig! Eine dieser Tage in München eintreffende Freundin der Baronesse soll auch noch mitgenommen werden. Ein Fräulein Berger.“

„So! Wann soll die Geschichte stattfinden?“

„Ende der Woche!“

„Kann ich nicht. Ich muß in dieser Woche noch mit meinem Porträt fertig werden. Das Licht ist jetzt miserabel, und da heißt es: Rüge die Zeit. Sie haben also die Baronesse Drachenthal kennengelernt? Nun, wie gefällt sie Ihnen? Ein schönes Mädchen, was? Aber sehr unselbständig. Dabei sehr geschick und lustig, nicht wahr?“

Die leichte Art, in der Hansjörg über Lieselotte sprach, verletzete Günter, doch ließ er es sich nicht anmerken und nickte nur mit dem Kopfe. Erst nach einer ziemlich langen Pause sagte er dann: „Vielleicht könnten Sie doch an einem Tage die Porträtsitzung ausfallen lassen, Herr Kellermann?“

„Nicht zu machen. Die Dame, die ich abtonterfeie, ist jetzt schon arg ungeduldig. Wenn Sie mir neroös wird, würde sich ihr Gesichtsausdruck zu sehr verändern. Ich male ja gerade das Gesicht. Ende der Woche hoffe ich mit allem fertig zu sein.“

„Das ist schade. Die Partie würde gewiß lustiger werden, wenn Sie dabei wären.“

„Das haben Sie von Beerenfen! Natürlich! Der empfiehlt mich immer als Spähmacher. Ich kann auch höllisch ernst sein. Wenn ich morgens nicht mit guter Laune aufstehe, triegen Sie keinen Funten Humor aus mir heraus. Bin ich aber früh gleich fidel, dann bleibe ich's auch den ganzen Tag lang. Aberhaupt! Die Stimmung macht mich zum größten Troddel oder auch zum geschicktesten Burschen der Erde und Umgebung. Die Stimmung läßt meine Arbeit in Sitzungs-tempo fortschreiten oder sie verhindert mich, einen einzigen Pinselstrich zu tun.“

„Vielleicht sind Sie in den nächsten Tagen so gut bei Stimmung, daß das Porträt schneller fertig wird, als Sie annehmen,“ erwiderte Günter lachend.

„Was liegt Ihnen denn daran, daß ich mitmache? Sie sind ja so schon zu fünfen außer mir. Herrschaft, da kommt es doch auf mich nicht mehr an! Sie werden auch ohne mich recht lustig sein können. Abriens, der Beerenfen soll sich in acht nehmen, seine letzte Karicatur des Fürsten Ernst von Batinghausen hat in den dortigen hohen und höchsten Kreisen arge Verstimmung hervorgerufen. Ich hörte etwas von Majestätsbeleidigungsprozeß anhängig machen. Das wäre seinen



Generalfeldmarschall von Hindenburg beglückwünscht den Kaiser zum Geburtstage in Gegenwart der Kaiserin und des Prinzen Heinrich von Preußen.

Phot. M. 5. & 5.

Schwiegereltern gewiß sehr peinlich. Immer kann ja der hiesige prinzipliche Protektor der Beerenfenschen Kunst nicht schweigend und fürsprechend in Aktion treten, wie es bei seiner Verlobung geschehen ist. In diesem Falle schon gar nicht, weil die Karikatur die Schwächen eines seiner Verwandten gezeigelt hat, der noch dazu nicht in München lebt."

"Man sollte Herrn Beerenfen warnen."

"Versuchen Sie das, Herr Doktor, ich tu's nicht. Einmal hatte ich es gewagt, bei einer ähnlichen Sache. Da bin ich aber schön abgefahren! Sie! Der Beerenfen, der kann Ihnen grob werden, davon haben Sie keine Ahnung! Das hat er noch aus seiner Leutnantszeit."

"Vielleicht kann Baronesse Drachenthal ihrem Bräutigam einen Wink geben?" fragte Günter.

"Wozu denn? Jetzt ist's doch zu spät. Wenn man ihn vor den Raddschleifen will, hat man bereits die nötigen Schritte getan. Nur im letzten Augenblick verhindern, daß etwas unternommen wird, das wäre das einzige, was man für ihn tun könnte. Aber dazu gehört großer Einfluß und eine gewichtige Stimme. Wer hätte die von seinen Bekannten und Freunden, mit Ausnahme des prinziplichen Protektors, der ja in diesem Falle, wie ich bereits sagte, ausgeschaltet bleiben muß?"

Günter wurde nachdenklich. Sollte er versuchen, durch den Grafen Weeseburg das Ansehen von Beerenfen abzuwenden? Er brauchte ja nur den Grafen Weeseburg zu beauftragen, nach Battinghausen zu fahren und an geeigneter Stelle Rücksprache zu nehmen, und um Schonung des Künstlers zu bitten. Wie würde man das aber auffassen? Würde man nicht auf das höchste darüber erstaunt und bestreut sein, den Erbprinzen von Geroldingen, den man ja gar nicht in München vermutete, sich für einen Künstler ins Zeug legen zu sehen, der an jedem Hofe so schlecht angeschrieben stand? Sicherlich. Aber Günter war ja als Kunst- und Künstlerfreund bekannt, und wenn er im Interesse der Freiheit der Kunst bat, von einer Verfolgung Beerenfens Abstand zu nehmen, dann wäre sein Eingreifen wenigstens motiviert. Notdürftig genug allerdings. Denn wie man bei Hofe in

einem solchen Falle immer nach anderen Motiven forscht, als den einfachsten und wahrscheinlichsten, so würde sofort eine freischützliche Jagd anheben, um zu ergründen, welche Beziehungen Günter zu Beerenfen habe, seit wann sie bestehen und welchen Zweck sie verfolgen. Auch würde man nach bewährter Methode sofort den berühmten Imperativ *cherchez la femme* anwenden, um so eher, als man sich seine Weigerung, die Prinzessin Adelaide von Battinghausen zu heiraten, noch immer nicht richtig erklären konnte. Günter kannte das Leben am Hofe zu genau, um nicht zu wissen, daß man dort im Kombinieren recht flink und geschickt war. Man würde obendrein

in München nachforschen lassen und dadurch herausfinden, daß Lieselotte schön war, und er in ihrer Gesellschaft geweilt hatte. Mühsam würde es für die Hofgesellschaft bald zweifellos sein, daß seine Intervention zugunsten des Malers eigentlich nur für Lieselotte geschah. Dadurch aber entstand die Gefahr, daß der Hofratsherr bei den regen Beziehungen zwischen

Battinghausen und München die beiden Residenzen lagen ja nur fünf Eisenbahnfahrstunden auseinander nach München dringen und vielleicht Beerenfen oder dem General Drachenthal, der so viele Jahre in Battinghausen gestanden hatte und dort noch viele gute Freunde besaß, zu Ohren kommen könnte. Dann war der Skandal da, und dieser würde mit brutaler Gewalt über ihn hereinbrechen und alles im Nu und für

immer vernichten, was er bisher an seinem Glücke gebaut hatte.

"Jetzt denken Sie gewiß darüber nach, wie Beerenfen zu helfen wäre," unterbrach Hansjörg das Grübeln Günters, "und bedenken dabei nicht, daß Walter vielleicht gar nicht wünscht, daß man ihm Hilfe bringt. Der hat eine ganz ansehnliche Portion Streikluft im Leibe. Aus so einem Prozeß macht er sich verflucht wenig. Nur würde er diesmal, da seine Karikatur als Majestätsbeleidigung aufgefaßt wurde, nicht so billig davontommen. Deshalb sprach ich auch darüber. Wenn's sich um eine simple Beleidigungshandlung handelte, hätte ich kein Wort verloren. Walter hätte sich da schon allein rausgehauen, wie schon oftmals in seinem Leben. Aber die Sache ist ziemlich brenzlich."



Winter in Holland: Prinzessin Juliana auf dem Eise.

„Das ist auch meine Auffassung,“ entgegnete Günter, „und deshalb sollte man sehen, sie gütlich beizulegen.“

Hansjörg zuckte die Achseln und sagte: „Ich wüßte nicht wie.“

Günter dachte von neuem nach. Wäre er nicht ein Mann von tadelloser Gesinnung und von seltener Ritterlichkeit gewesen, dann hätte er sich nicht einen Augenblick lang den Kopf darüber zerbrochen, wie Beerensen geholfen werden könnte. Es hätte ihm ja nur angenehm sein können, wenn sein Nebenbuhler durch einen Majestätsbeleidigungsprozeß an den Pranger gestellt würde, und je schärfer das Urteil dann ausfiel, desto besser würden seine Aussichten werden, denn der General Drachenthal könnte dann doch niemals mehr zugeben, daß seine Tochter Beerensen heiratete. Schon seiner Söhne wegen nicht, die ja aktive Offiziere waren. Der Weg zu Lieselotte wäre dann mit einem Male frei geworden. Günters Edelmut aber ließ ihn nicht eine Sekunde daran denken, auf diese Weise Lieselotte

und gerecht war, daß ihm alles, was auch nur um Haaresbreite vom Korrekten abwich, als verabscheuenswürdig erschien? Und Günter wurde wieder schwankend. Daß doch bei allem, was er seit gestern unternommen wollte, Gedanken aufstauen mußten, die ihn erkennen ließen, daß es nötig werden würde, seine Ansichten und Prinzipien einer gründlichen Revision zu unterziehen!

Als die seelischen Konflikte in seine Brust einzogen, entfloß daraus die selbstbewußte Überzeugung von der Unwandelbarkeit seiner Gesinnung und seiner Lebensauffassung. Die Liebe zu Lieselotte hatte aber diese Veränderung in seinem Innern nicht hervorgerufen. Das hatte der Kampf um diese Liebe getan. Und das wurde nun seine Entschuldigung. Damit beschwichtigte er die sich aufbäumenden Selbstvorwürfe, damit bannte er die aufzuckenden Gewissensbisse, und damit beugte er der Reue vor.

Und als er nun wieder an den Kampf dachte, den er zu führen



Das österreichische Kaiserpaar in Innsbruck nach dem Besuche des Berges Juel.

Photof.

zu gewinnen, und sein ritterlicher Sinn zwang ihn geradezu, über Mittel und Wege nachzusinnen, die Beerensen aus der unangenehmen Lage befreien konnten.

In seiner tiefsten Seele gestand er sich aber, daß ihn in erster Linie zu der Hilfsaktion für Beerensen der Wunsch trieb, Lieselotte Kummer und Gram zu sparen. Es galt also, etwas für Lieselotte zu unternehmen, und das spornte seinen Eifer an, und das verschlechte auch die Bedenken, die er zuerst gehabt hatte, und er entschloß sich, noch an diesem Tage mit dem Grafen Weesenburg zu sprechen. Der würde schon darauf zu dringen wissen, daß die größte Diskretion bewahrt bliebe.

Sonderbar, daß er schon zum zweiten Male Beerensen zu Hilfe kommen mußte. Es war wie ein Verhängnis. Er würde den Maler von neuem zum Danke verpflichten, während er den Plan mit sich herumtrug, ihm einen großen Schmerz zu bereiten, den größten wohl seines Lebens. Auf der einen Seite wollte er geben, und auf der andern mußte er nehmen. Sah das nicht aus wie ein Doppelspiel? Vertrat sich das mit seinem Charakter, der so lauter, so grundehrlich

begonnen hatte, schwiegen alle Bedenken über das Abweichen von dem Wege, den zu gehen sein Charakter ihm vorschrieb, und er sagte sich, daß er Beerensen helfen müsse, um Lieselotte nicht unglücklich zu sehen.

So kam er bei seinen Reflexionen an deren Ausgangspunkt zurück, und er war eigentlich recht froh, als ihn Hansjörg nun zu einer Partie Billard aufforderte.

Und während er zu spielen begann, schalt er sich einen Toren, weil er sich so viel Kopfzerbrechen machte; das gnädige Schicksal, das ihn Lieselotte hatte wiederfinden lassen, würde schon alles zum besten wenden.

Die Partie war aus. Hansjörg hatte gewonnen, was ihm große Freude zu machen schien, und Günter verabschiedete sich, um sofort zum Grafen Weesenburg zu fahren.

Der Portier der Gesandtschaft, der früher Lakai im herzoglichen Schlosse in Geroldingen war, riß die Augen unnatürlich weit auf, als Günter aus der Autodroschke stieg, die ihn zum Gesandtschaftshotel gebracht hatte, und vor Überraschung,

den Erbprinzen Günter unocemutet zu sehen, hätte er beinahe seinen wichtigen Stab fallen lassen.

Durch ein Klingelzeichen von der Loge aus, alarmierte er sofort das ganze Haus, während Günter die große Treppe hinaufstieg. Die Diener liefen bestürzt herbei, um zu sehen, was es gäbe. Sie konnten alle den Erbprinzen und prallten bei seinem Erscheinen im ersten Stod des Hauses förmlich zurück. Günter mußte über diese Bestürzung lächeln, dann aber befahl er einem der Lakaien, ihn beim Grafen Weesenburg anzumelden.

Der Lakai stürmte davon.

Graf Weesenburg sprang bei der Nachricht von der Ankunft des Erbprinzen von seinem Schreibtisch auf, eilte durch ein paar Salons und öffnete selbst die Tür zum Korridor, auf dem Günter die Rückkehr des Lakaien abgewartet hatte.

„Guten Tag, mein lieber Graf,“ jagte Günter, dem sich tief verneigenden Gesandten die Hand reichend, „ich freue mich, daß ich Sie antreffe. Ich glaubte schon, Sie wären heute noch in Wien.“

„Ich kehre gestern abend zurück, Hoheit,“ erwiderte der Graf, indem er einen Stuhl für Günter herbeizog. Der Erbprinz blieb aber stehen und sah sich die Gemälde an, die an den Wänden hingen, dann erst setzte er sich und forderte durch eine Handbewegung den Grafen auf, auch Platz zu nehmen.

„Sie sehen, Erzellenz, daß ich früher gekommen bin, als Sie vielleicht gemeint haben. Aber mein Kommen hat einen besondern Zweck.“

Graf Weesenburg machte eine Verbeugung.

„Ich brauche nämlich Ihre Hilfe,“ fuhr der Erbprinz fort, „es handelt sich darum, Seine Durchlaucht den Fürsten Ernst von Batinghausen zu versöhnen.“

Graf Weesenburg warf dem Erbprinzen einen Blick zu, der die größte Überraschung ausdrückte.

Günter hatte den Blick aufgefassen und weidete sich eine Weile an dem Erstaunen des Grafen, dann aber wollte er seine Neugierde nicht länger unbefriedigt lassen, und so sagte er: „Es handelt sich natürlich nicht darum, den Fürsten Ernst mit mir zu versöhnen. Sie wissen ja, weshalb er mir zürnt, es sind ja erst wenige Tage vergangen, seitdem ich es abgelehnt habe, mich mit der Prinzessin Abelaide zu verloben — nein, der Fürst soll dem Maler Beerenzen verzeihen.“

Das Gesicht des Gesandten hellte sich auf.

Als er am Morgen in der Residenz war, hatte er bereits davon gehört, daß eine Karikatur dieses Zeichners höchst unliebsames Aufsehen beim Batinghausenschen Hofe erregt hatte, und er freute sich nun, eine Gelegenheit gefunden zu haben, durch die er zeigen konnte, wie brillant er über alles informiert war, was vorging.

„Hoheit meinen die Karikatur in der Zeitschrift „Gros“?“ fragte er.

„Ganz richtig.“

„Der Justizminister wurde in dieser Angelegenheit bereits von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ernst zum Vortrag befohlen.“

„Hm. Das wissen Sie auch schon? Hören Sie, Erzellenz, ich möchte da ein wenig den Deus ex machina spielen, natürlich ohne genannt zu werden. Mir liegt daran, Herrn Beerenzen nicht unter Anklage gestellt zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Von der Beisehung der Offiziere und Mannschaften des Torpedoboots V 69. Die Kameraden der im Seegefecht in den Hoofden Gefallenen begleiten die Opfer zum Friedhof in Holland.